

dtv

Wer ein richtiger Ethnologe sein will, der muß irgendwann einmal »draußen« gewesen sein, und das nennt man dann »Feldforschung betreiben«. Also macht sich auch Nigel Barley auf in den Dschungel – nein, nicht gleich in den Afrikas, sondern zunächst in den der Gremien, Ämter und Behörden. Volle zwei Jahre dauert es, bis er endlich nach Nord-Kamerun zu »seinen« Dowayos kommt. Ebsolang bleibt er dort, obwohl seine erste Bekanntschaft mit Afrika beinahe seine letzte geworden wäre – denn groß ist die Kluft zwischen ethnologischer Fachliteratur und afrikanischer Wirklichkeit, und so tritt Barley zunächst einmal in alle Fettnäpfchen, die in der fremden Kultur für ihn bereitstehen. Trotz der vielen Widrigkeiten kommt endlich doch »Forschungsmaterial« zusammen, und Barley beginnt, die afrikanische Welt zu verstehen. Ist dieses Ziel erreicht, tritt der Ethnologe bekanntlich die Heimreise an, die für Barley natürlich auch nicht komplikationslos bleibt. Als er dann endlich wohlbehalten wieder am Londoner Schreibtisch sitzt, wird ihm jedoch klar: Die Dowayos haben diese zwei Jahre kaum verändert, wohl aber den Ethnologen. Seine Notizbücher, die darauf warten, wissenschaftlich verarbeitet zu werden, wollen sich so gar nicht zu dem fügen, was ethnologische Wissenschaft sein soll. Also setzt sich Barley hin und schreibt statt dessen dieses Buch.

*Nigel Barley* studierte moderne Sprachen und Ethnologie in Cambridge und Oxford und betrieb zwei Jahre lang Feldforschung in Kamerun. Seit 1981 arbeitet er am British Museum in London. Weitere Buchveröffentlichungen: ›Traurige Insulaner‹ (4. Aufl. 1995); ›Der Löwe von Singapur‹ (1996); ›Hallo Mister Puttymann‹ (2. Aufl. 1997); ›Die Raupenplage‹ (5. Aufl. 1998); ›Der Tanz ums Grab‹ (1998).

**Nigel Barley**

**Traumatische Tropen**

**Notizen aus meiner Lehmhütte**

Aus dem Englischen übersetzt  
von Ulrich Enderwitz

**Klett-Cotta**  
**Deutscher Taschenbuch Verlag**

Von Nigel Barley sind im  
Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Tanz ums Grab (12795)

Ungekürzte Ausgabe

November 1997

8. Auflage Juli 2006

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

© 1986 Nigel Barley

Titel der englischen Originalausgabe:

The Innocent Anthropologist

Viking Penguin Inc., New York 1986

© der deutschsprachigen Ausgabe:

1990 J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

gegr. 1659, Stuttgart

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: © 1997 Malcolm Kirk

Gesetzt aus der Garamond

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

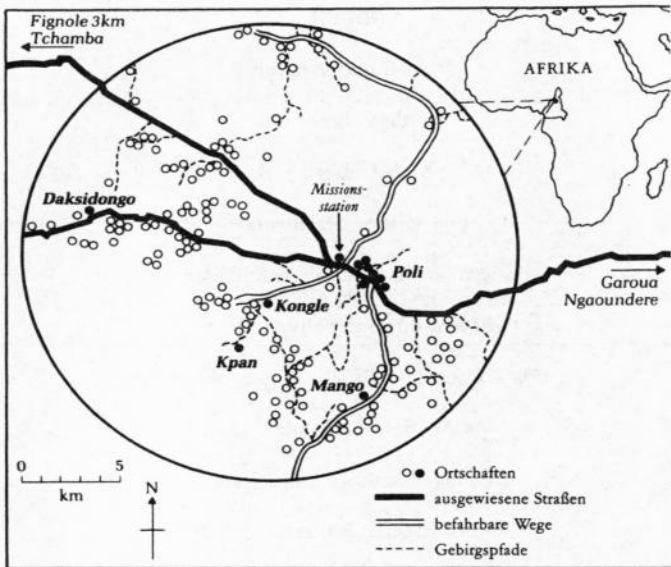
Printed in Germany

ISBN-13: 978-3-423-12399-0

ISBN-10: 3-423-12399-0

## Inhalt

- 1 Warum und Weshalb 7
- 2 Allzeit bereit 16
- 3 Ins Gebirge 23
- 4 Honi soit qui Malinowski 35
- 5 Bringen Sie mich zu Ihrem Anführer 47
- 6 Lacht Ihnen der Himmel? 65
- 7 »Oh Kamerun, du Wiege unserer Väter« 88
- 8 Auf dem Tiefpunkt 128
- 9 Schreckensort Afrika 151
- 10 Bräuche und Mißbräuche 159
- 11 Das Nasse und das Trockene 190
- 12 Erste und letzte Früchte 218
- 13 Ein Engländer aus dem Weltraum 240



# 1

## Warum und Weshalb

»Warum machst Du dann nicht Feldforschung?« Diese Frage stellte mir ein Kollege, nachdem wir in ziemlich weinseliger Laune die Wissenschaft von der Ethnologie, den universitären Lehrbetrieb und das akademische Leben ganz allgemein hatten Revue passieren lassen. Das Ergebnis unserer Umschau war alles andere als positiv ausgefallen. Es ging uns wie Mrs. Hubbard in dem englischen Kinderreim, die ihrem Hund einen Knochen holen will und feststellen muß, daß die Speisekammer leer ist.

Meine Geschichte entsprach dem üblichen Muster. Ich hatte die höheren Bildungsanstalten durchlaufen und war eher zufällig als geplant in der Lehre gelandet. Das Universitätsleben in England basiert auf einer Reihe von illusionären Annahmen. Erstens wird angenommen, daß ein guter Student auch ein guter Wissenschaftler sein muß. Zweitens ist ein guter Wissenschaftler immer auch ein guter Lehrer. Drittens fühlt sich ein guter Lehrer zur Feldforschung getrieben. Nicht eine dieser Folgerungen hält der Nachprüfung stand. Hervorragendste Studenten stellen sich als erbärmliche Wissenschaftler heraus. Überraschende Gelehrte, deren Namen aus den Fachzeitschriften nicht wegzudenken sind, halten Vorlesungen von solch tödlicher Langeweile, daß die Studenten mit den Füßen abstimmen und sich wie Tau unter der Sonne Afrikas in Nichts auflösen. Die Ethnologie ist voll von unermüdlichen Feldforschern, deren Haut vom Aufenthalt in den heißen Zonen gegerbt ist und die nach ihrem jahrelangen Umgang mit Eingeborenen die Zähne nicht mehr auseinanderkriegen - Leuten, die wenig oder nichts zu sagen haben, was in einer akademischen Disziplin auf Interesse stieße. Um das ganze Thema Feldforschung war, wie wir saft- und kraftlosen »neuen Ethnologen« mit unseren auf der Basis von Bücherstudien angefertigten Doktorarbeiten entschieden, reichlich viel Trara gemacht worden. Natürlich hatten die älteren Mitglieder des Lehrkörpers, die noch die Zeiten des British Empire erlebt hatten und quasi durch den Kolonialdienst zur Ethnologie gekommen waren, ein persönliches Interesse an der Aufrechterhal-

tung des Kults um jene Göttin, deren Hohepriester sie selber waren. Sie hatten, verdammt noch mal, die harten Prüfungen und Entbehrungen in Sumpf und Urwald am eigenen Leib erduldet, und keinem von den jungen Grünschnäbeln sollte erlaubt sein, sich darum herumzudrücken.

Wann immer ihnen in Diskussionen mit einer theoretischen oder metaphysischen Streitfrage zugesetzt wurde, schüttelten sie betrübt den Kopf, zogen gemächlich an ihren Pfeifen oder strichen sich über den Bart und murmelten etwas von »wirklichen Menschen«, die sich nicht eigneten für die abstrakten Vorstellungen von Leuten, »die nie Feldforschung gemacht haben«. Sie zeigten echtes Mitgefühl für diese armen, unterprivilegierten Tröpfe, aber für sie war die Sache klar wie Kloßbrühe. Sie waren dort gewesen, sie wußten Bescheid. Mehr gab es dazu nicht zu sagen.

Nachdem ich nun mehrere Jahre lang an einem ethnologischen Institut von mittelmäßigem akademischem Ruf unterrichtet und die überkommenen orthodoxen Lehren weitergereicht hatte, war eine Veränderung doch vielleicht angebracht. Es war keineswegs leicht zu entscheiden, ob es sich bei der Feldforschung um eine dem Militärdienst vergleichbare unangenehme Pflicht handelte, die man am besten still und heimlich hinter sich brachte, oder aber um eine Vergünstigung, für die jeder Ethnologe dankbar zu sein hatte. Die Ansichten der Kollegen halfen da nicht weiter. Die meisten von ihnen hatten genügend Zeit gehabt, ihre diesbezüglichen Erfahrungen in das rosarote Licht eines romantischen Abenteuers zu hüllen. Die bloße Tatsache, daß man früher Feldforschung betrieben hat, ist so etwas wie ein Freibrief, seine Umgebung anzuöden. Die Freunde und Verwandten sind schließlich fast schon enttäuscht, wenn nicht über jeden Klacks, angefangen vom Wäschewaschen bis zur Behandlung einer Erkältung, die Soße ethnographischer Reminiszenzen ausgegossen wird. Die alten Geschichten werden zu guten alten Freunden, und bald bleibt nichts mehr übrig als die herrliche Feldforschungszeit, in der sich höchstens noch zusammenhanglose Einsprengsel unbewältigten Elends finden, das sich nicht vergessen bzw. in der allgemeinen Euphorie zum Verschwinden bringen läßt. Ich hatte zum Beispiel einen



Kollegen, der angeblich die herrlichsten Zeiten mit freundlichen, heiteren Eingeborenen verbrachte, die ihm körbewise Früchte und Blumen zum Geschenk machten. Aber die innere Chronologie seines Aufenthalts kam in Äußerungen wie den folgenden zum Vorschein: »Das war, nachdem ich die Lebensmittelvergiftung hatte« oder »Ich war damals nicht sonderlich sicher auf den Beinen, weil ich noch die Eiterbeulen unter den Zehen hatte«. Man bekam den Eindruck, daß es sich mit der ganzen Geschichte so ähnlich verhielt wie mit jenen munteren Kriegserinnerungen, bei denen man wider besseres Wissen zu bedauern anfängt, daß man damals noch nicht auf der Welt gewesen ist.

Aber vielleicht ließ sich durch die Feldforschungserfahrung doch etwas gewinnen. Die Seminarübungen würden danach weniger mühsam sein. Wenn ich über ein Thema dozieren mußte, von dem ich eigentlich keine Ahnung hatte, konnte ich in meine Trickkiste ethnographischer Anekdoten greifen und irgendeine langatmige Geschichte zum besten geben, die meine Schüler glatte zehn Minuten lang ruhigstellte. Man erlernt auch ein breites Repertoire von Methoden, anderen Leuten über den Mund zu fahren. Dazu fällt mir immer ein bestimmtes Erlebnis ein. Ich war auf einer Tagung, die sogar nach internen Maßstäben öde genannt werden durfte, und tauschte höfliche Redensarten mit einigen Fachgrößen aus, wozu auch zwei höchst grimmige australische Ethnographen gehörten. Wie auf Verabredung zogen sich die anderen zurück, so daß ich mich den beiden Schreckensgestalten von der anderen Seite der Erde rettungslos ausgeliefert fand. Nach mehreren schweigend verbrachten Minuten schlug ich vor, wir sollten etwas trinken, weil ich hoffte, damit das Eis brechen zu können. Das Gesicht des weiblichen Teils des Ethnographengepenss verzerrte sich zu einer wüsten Grimasse. »Nee!« schrie sie und verzog den Mund voll Abscheu, »davon haben wir im Busch mehr als genug gehabt.« Die Feldforschung hat den großen Vorzug, derartige Phrasen zur Verfügung zu stellen, auf die ein gewöhnlicher Sterblicher natürlich keinen Anspruch erheben kann.

Ich fürchte, daß es diese Art Sprüche sind, die der in Wirklichkeit ziemlich trüben Belegschaft ethnologischer Institute die Aura

eines Exzentrikerklubs verschafft. Die Ethnologen haben mit ihrem Image in der Öffentlichkeit ausgesprochenes Glück. Soziologen sind, das ist allgemein bekannt, humorlose Linksextremisten, die sinnloses oder abgedroschenes Zeug verzapfen. Ethnologen hingegen haben hinduistischen Heiligen zu Füßen gesessen, haben fremdartige Götter geschaut und schweinischen Ritualen beige-wohnt, sind an Orten gewesen, wo noch nie jemand vor ihnen war. Sie sind vom Ruch der Heiligkeit und himmlischen Nutzlosigkeit umwittert. Sie sind Heilige des britischen Kults einer um ihrer selbst willen gepflegten Exzentrizität. Die Chance, mich ihnen beizugesellen, war nichts, was ich leichten Herzens ausschlagen durfte.

Und dann war auch noch, nicht zu vergessen, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen – so gering diese auch sein mochte –, daß die Feldforschung irgendeine immense Bereicherung für das menschliche Wissen erbrachte. Auf den ersten Blick wirkte das nicht sonderlich wahrscheinlich. Das Datensammeln als solches ist wenig attraktiv. Nicht an Daten fehlt es der Ethnologie, sondern an der Fähigkeit, etwas Sinnvolles mit den Daten anzufangen. Die Vorstellung vom »Schmetterlingssammler« ist im Fach geläufig und dient zur Charakterisierung vieler Ethnographen und Möchtegern-Intepreten, deren Leistung sich in der Anhäufung adretter Beispiele merkwürdiger Bräuche erschöpft, die entsprechend den gerade herrschenden Gepflogenheiten geographisch, alphabetisch oder entwicklungschronologisch geordnet werden.

Offen gesagt, kam es mir damals und kommt es mir bis heute so vor, als fände die Feldforschung – wie überhaupt alle akademische Bestrebung – ihren Sinn nicht darin, was sie für die Gemeinschaft leistet, sondern in dem, was sie zur persönlichen Entwicklung des Forschenden beiträgt. Wie das Klosterleben dreht sich die ganze akademische Forschung eigentlich um die Vervollkommung des eigenen Selbst. Damit mögen sich dann noch weitergehende Absichten verbinden, aber an dem Selbstzweckcharakter des Unternehmens ändert sich dadurch nichts. Diese Ansicht wird zweifellos weder bei konservativen Akademikern auf Gegenliebe stoßen, noch bei denen, die sich als revolutionäre Avantgarde sehen.

Beide kranken daran, daß sie schrecklich von sich eingenommen sind, sich im Bewußtsein der eigenen Wichtigkeit in die Brust werfen und sich nicht vorstellen können, daß keineswegs die ganze Welt an ihren Lippen hängt.

Aus diesem Grund war man im Fach ganz allgemein entsetzt, als Malinowski, der »Erfinder« der Feldforschung, sich in seinen Tagebüchern als ein durchaus mit menschlichen Schwächen und Fehlern behaftetes Geschöpf offenbarte. Sogar ihm waren die »Schwarzen« auf die Nerven gegangen und lästig geworden, sogar ihm hatten fleischliche Gelüste und Isolation zugesetzt. Viele fanden, die Tagebücher wären besser unveröffentlicht geblieben, mit ihnen werde »der Sache ein Bärendienst erwiesen«, es werde unnötig viel Porzellan zerschlagen, und alle möglichen Formen von Aufmüpfigkeit gegen die fachlichen Autoritäten würden die Folge sein.

In solchen Ansichten offenbart sich eine ziemlich unerträgliche Scheinheiligkeit der betreffenden Fachvertreter, und deshalb sollte man keine Gelegenheit versäumen, ihnen entgegenzuwirken. Von diesem Gedanken habe ich mich bei der Niederschrift des folgenden Berichts über meine eigenen Feldforschungen leiten lassen. All denen, die dieselben Erfahrungen hinter sich haben, wird der Bericht nichts Neues bieten, aber ich werde gerade auf jene Aspekte Gewicht legen, die von der normalen ethnographischen Literatur als »nicht zur Sache gehörig«, »vernachlässigenswert«, »unwesentlich« ausgespart werden. In meiner beruflichen Arbeit habe ich mich stets zu höheren Abstraktionsebenen und theoretischen Spekulationsniveaus hingezogen gefühlt, weil sich nur durch Fortschritte in diesem Bereich der Möglichkeit einer Gesamtinterpretation näherkommen läßt. Mit den Augen fest am Boden zu kleben, ist der sicherste Weg, eine uninteressante und voreingenommene Darstellung zu erreichen. Dieses Buch mag also dazu beitragen, wieder ein Gleichgewicht zwischen Empirie und Theorie herzustellen, und den Studenten des Fachs wie hoffentlich auch Nicht-Ethnologen den Zusammenhang zwischen fertiger Monographie und der zugrunde liegenden »Rohmasse« der unmittelbaren Wirklichkeit deutlich werden lassen. Zugleich vermittelt es

vielleicht denen, die über keine einschlägigen Erfahrungen verfügen, einen gewissen Eindruck vom Erlebnis der Feldforschung.

Der Gedanke, »Feldforschung zu machen«, hatte sich jetzt in meinem Kopf festgesetzt, und die Saat würde, wie stets in solchen Fällen, aufgehen. »Warum sollte ich wohl Feldforschung machen wollen?« fragte ich einen Kollegen. Er antwortete mit einer ausladenden Handbewegung, die, wie ich wußte, dem Repertoire seines Unterrichtsgebarens entstammte. Er verwendete sie, wenn ihm seine Studenten Fragen stellten wie »Was ist Wahrheit?« oder »Wie buchstabiert man ›Hut?‹« Der Worte waren genug gewechselt.

Die Vorstellung, daß alle Ethnologen von dem verzehrenden Verlangen erfüllt sind, mit einem bestimmten Volk auf dieser Erdkugel zusammenzuleben, weil sie dieses für den Hüter eines die ganze Menschheit angehenden kostbaren Geheimnisses halten, und daß deshalb die Aufforderung, sich anderswo zu betätigen, für sie dem Ansinnen gleichkommt, sich mit einem anderen als ihrem auserkorenen Seelengefährten zu vermählen, – diese Vorstellung ist eine fromme Erdichtung. Ich zum Beispiel hatte meine Doktorarbeit über ein altenglisches Thema geschrieben, zu dem das Material gedruckt und in handschriftlicher Form vorlag. »Ich bewegte mich in der Zeit, nicht im Raum«, wie ich es damals etwas hochgestochen formulierte. Mit dieser Formulierung besänftigte ich meine Prüfer, die nichtsdestoweniger warnend den Finger hoben und mir rieten, mich künftig bei meiner Arbeit an die üblicheren geographischen Regionen zu halten. Ich hatte also keine Treuepflicht gegenüber einem bestimmten Kontinent zu erfüllen, und da ich während des Studiums vermieden hatte, mich zu spezialisieren, hatte ich auch noch keinen Abscheu gegen irgendeinen besonderen Schauplatz gefaßt. Wenn ich persönlich urteilen sollte und annahm, daß die vorliegende Literatur tatsächlich etwas über die untersuchten Menschen aussagte und nicht nur eine Projektion derer war, die jene Menschen untersucht hatten, dann erschien mir Afrika als der mit Abstand langweiligste Kontinent. Nach einem großartigen Anfang bei Evans-Pritchard war es mit der Forschungsarbeit steil den Berg hinuntergegangen, geradewegs hinein in Pseudo-Soziologie und in die Beschäftigung mit Abstammungssystemen als

funktionelle Ganzheiten. Zwar hatte die Arbeit dadurch wieder eine gewisse Fassung gewonnen, da sie sich widerstrebend auf »schwierige« Themen wie die Gewohnheitsehe und den Symbolismus einließ, aber im wesentlichen war sie dem »schlichten und einfühlsamen« Naturell der handelnden Personen treu geblieben. Die Ethnologie Afrikas dürfte einer der wenigen Bereiche sein, wo geistlose Stoffhuberei ernsthaft als verdienstvolle Leistung gepriesen wird. Südamerika wirkte faszinierend, aber ich wußte von Kollegen, daß die politischen Verhältnisse dort die Arbeit notorisch erschwerten; hinzu kam, daß offenbar keiner, der in dieser Region arbeitete, aus dem Schatten heraustreten konnte, den Lévi-Strauss und die französischen Ethnologen warfen. Ozeanien war, was die Lebensbedingungen anging, eine angenehme Möglichkeit, aber irgendwie kam bei den Untersuchungen im ozeanischen Raum immer dasselbe heraus. Die Aborigines schienen ein Monopol auf teuflisch komplizierte Heiratssysteme zu haben. Indien war eine großartige Gegend, aber um dort etwas Vernünftiges anfangen zu können, mußte man erst einmal fünf Jahre damit zubringen, sich die für einen wie immer gearteten Beitrag erforderlichen Kenntnisse in den diversen Sprachen anzueignen. Der Ferne Osten? Ich beschloß loszuziehen und zu sehen, was ich darüber herausfinden konnte.

Solche Sichtungen mag man in der Tat als oberflächlich ansehen, aber viele meiner Altersgenossen, wie anschließend auch viele meiner Studenten, sind haargenau so vorgegangen. Schließlich fängt die meiste Forschungsarbeit mit nicht mehr als einem vagen Interesse an, das man einem bestimmten Studienbereich entgegenbringt, und ein Mensch, der bereits weiß, wovon seine Dissertation handelt, bevor er sie noch geschrieben hat, kann in der Tat Seltenheitswert beanspruchen.

Die nächsten Monate verbrachte ich damit, Geschichten über Regierungsschikanen im indonesischen Raum, vermischt mit allgemeinen Nachrichten über Greuelthaten und Verwüstungen in ganz Asien, zur Kenntnis zu nehmen. Schließlich konnte ich mich am ehesten noch für das portugiesische Timor erwärmen. Ich war mir hinlänglich darüber im klaren, daß mich kulturelle Symbolik und

Glaubenssysteme mehr interessierten als Fragen der Politik und der Vergesellschaftung im urbanen Raum, und da schien die Insel Timor mit ihren verschiedenen Königreichen und althergebrachten Bündnissystemen, wo Eheschließungen nur zwischen bestimmten Verwandtschaftsklassen erlaubt sind, jede Menge interessante Möglichkeiten zu bieten. Man kann es als Faustregel nehmen, daß gut ausgeprägte Symbolsysteme häufig am deutlichsten dort auftreten, wo man solche Erscheinungen findet. Ich war gerade im Begriff, mich hinzusetzen und ein Projekt auszuarbeiten, als plötzlich die Zeitungen voll waren von Bürgerkriegs-, Völkermord- und Invasionsgeschichten. Die Weißen ergriffen offenbar die Flucht, weil sie um ihr Leben fürchteten, und am Horizont zeichnete sich eine Hungersnot ab. Mit meinem Reiseplan war es aus.

Leute vom Fach, mit denen ich mich eilends beriet, legten mir nahe, mich wieder Afrika zuzuwenden, wo man leichter eine Forschungserlaubnis bekam und wo die Verhältnisse stabiler waren. Man lenkte meine Aufmerksamkeit auf die Bubis von Fernando Poó. Für all jene, denen Fernando Poó ein böhmisches Dorf ist, sei erklärend gesagt, daß es sich dabei um eine Insel vor der westafrikanischen Küste handelt, eine frühere spanische Kolonie, die heute unter der Verwaltung von Äquatorial-Guinea steht. Ich fing an, ein bißchen in die Literatur hineinzuriechen. Alle Welt äußerte sich höchst abfällig über Fernando Poó und die Bubis. Die Briten taten die Insel verächtlich als einen Ort ab, »wo es einem ohne weiteres passieren kann, daß man einen schlampigen spanischen Beamten noch am Spätnachmittag im Schlafanzug antrifft«, und ließen sich genüßlich über die fäulnisgesättigte Hitze und über die dadurch hervorgerufenen zahllosen Krankheiten aus. Deutsche Forschungsreisende des neunzehnten Jahrhunderts taten die Eingeborenen als degeneriert ab. Mary Kingsley merkte an, die Insel biete den Anblick eines großen Kohlenhaufens. Richard Burton hatte offenbar zur Überraschung aller eine Reise dorthin nicht nur unternommen, sondern auch überlebt. Alles in allem trübe Aussichten! Zum Glück für mich – jedenfalls kam es mir damals als ein Glück vor – fing der dortige Diktator an, seine politischen Gegner zu massakrieren, wobei er die Kategorie der politischen Gegner

schaft außerordentlich weit faßte. Nach Fernando Poó konnte ich also nicht mehr gehen.

Hier nun half mir ein anderer meiner Kollegen weiter, indem er mich auf ein merkwürdig vernachlässigtes Volk von heidnischen Bergbewohnern in Nordkamerun aufmerksam machte. So wurde ich mit den Dowayos bekanntgemacht, die von da an im Bösen und im Guten »mein« Volk wurden. Mit einem Gefühl, das dem einer Kugel im Flipperautomaten nah gekommen sein dürfte, machte ich mich daran, den Dowayos nachzuspüren.

Als ich im Schlagwortkatalog des International African Institute nachschlug, fand ich eine Reihe von Auskünften, die in der Mehrzahl auf französische Kolonialbeamte zurückgingen, während zwei von Durchreisenden stammten. Immerhin reichte das Geschriebene aus, um deutlich zu machen, daß die Dowayos interessant waren: Sie hatten zum Beispiel Schädelkulte, ein Beschneidungsritual, eine geflötete Sprache, Mumien und genossen zudem den Ruf, aufsässig und unzivilisiert zu sein. Mein Kollege konnte mir einen Missionar nennen, der jahrelang unter ihnen gelebt hatte, sowie ein paar Linguisten, die sich mit der Sprache beschäftigten. Schließlich konnte er mir auf der Landkarte zeigen, wo die Dowayos lebten. Allem Anschein nach gab es etwas für mich zu tun.

Ich machte mich sofort an die Arbeit, und schon hatte ich die Frage, ob ich überhaupt Feldforschung treiben wollte, vergessen. Die beiden Dinge, die fehlten, waren das Geld für die Reise und eine Forschungserlaubnis.

Hätte ich damals schon gewußt, daß es mich zwei Jahre unausgesetzter Bemühungen kosten würde, beides gleichzeitig zu beschaffen, würde sich mir die Frage, ob das Ganze der Mühe wert sei, möglicherweise erneut gestellt haben. Aber hier kam mir Gott sei Dank meine Ahnungslosigkeit zustatten, und ich fing an, auf der Jagd nach den Geldern die hohe Kunst des Klinkenputzens zu erlernen.

## 2 Allzeit bereit

Als ich das erste Mal die Runde machte, ging ich von der Annahme aus, es sei nötig, dem jeweiligen Gremium, das die Stipendien vergab, deutlich zu machen, wie interessant/neuartig/wichtig das vorgeschlagene Forschungsprojekt war. Nichts war weiter von der Wahrheit entfernt. Sobald ein unerfahrener Ethnograph diese Seite seines Vorhabens herausstreicht, fängt die Stipendienkommission an, sich besorgt zu fragen, inwieweit das Vorhaben dem Standard entspricht/einen Normalfall darstellt/mit früheren Arbeiten in einer Kontinuität steht. Indem ich hervorhob, was für eine gewaltige theoretische Bedeutung meinem Bitzelchen Feldforschung für den Fortbestand der Ethnologie zukam, brachte ich mich in die Situation eines Mannes, der in einem Kreis von Vegetariern lauthals das Roastbeef rühmt. Alles, was ich sagte und tat, verschlimmerte die Sache nur noch. Nach geraumer Zeit erhielt ich einen Brief, der mich wissen ließ, die Kommission frage sich, ob ich dem Erfordernis einer elementaren ethnographischen Erforschung der Region, der Aufgabe eines schlichten Sammelns von Fakten, auch hinlänglich gerecht werde. Ich schrieb meinen Antrag neu und ging in geradezu schwachsinniger Manier ins Detail. Nun fand die Kommission den Umstand problematisch, daß ich eine unbekannte Gruppe erforschen wollte. Ich überarbeitete den Antrag noch einmal, und diesmal ließen sie es gut sein. Ich bekam meine Gelder. Die erste Hürde war genommen.

Nunmehr wurde das Problem der Forschungserlaubnis vorrangig, denn die Zeit verrann und das Geld verkrümelte sich. Ich hatte ungefähr ein Jahr zuvor an das zuständige Ministerium in Kamerun geschrieben, und man hatte mir versprochen, ich würde zu gegebener Zeit Bescheid erhalten. Ich schrieb erneut und wurde aufgefordert, eine ausführliche Beschreibung des Projekts vorzulegen. Das tat ich. Und wartete. Schließlich, als ich die Hoffnung schon aufgegeben hatte, erhielt ich die Erlaubnis, ein Visum zu beantragen und mich in die Hauptstadt Jaunde zu verfugen. Kenner des guten alten Afrika werden lachen, wenn ich gestehe,



daß ich in meiner Naivität annahm, meine Berührung mit der Bürokratie sei damit zu Ende. Ich glaube, ich stellte mir damals die kamerunischen Behörden als eine Gruppe von »Kumpels« vor, die den erforderlichen geringen Verwaltungsaufwand zwanglos und mit ebensoviel Gutartigkeit wie gesundem Menschenverstand erledigten. In einem Land mit sieben Millionen Einwohnern ließ sich doch wohl wie in den guten alten Tagen des britischen Imperiums das meiste in Hemdsärmeln und durch direkten persönlichen Kontakt abwickeln! Unauffällig und ohne Aufhebens taten alle das jeweils Nötige.

Die Botschaft Kameruns hätte mich in vielerlei Hinsicht eines besseren belehren können, aber ich ließ mich nicht belehren. Stattdessen enthielt ich mich in bester Ethnologenmanier jeden Werturteils und wartete, bis ich alle Daten vollzählig beisammen hatte. Nachdem ich bei der Botschaft angerufen hatte, um sicherzugehen, daß sie offen war, trat ich mit allen nötigen Papieren dort an und war ziemlich stolz darauf, daß ich so tüchtig gewesen war, sogar an die beiden erforderlichen Paßfotos zu denken. Die Botschaft war geschlossen. Auf mein anhaltendes Läuten hin meldete sich schließlich eine unwillige Stimme, die sich weigerte, irgend etwas anderes als französisch zu sprechen, und die mich aufforderte, am nächsten Tag wiederzukommen.

Ich kam also am folgenden Tag wieder und schaffte es bis in die Vorhalle. Hier teilte man mir mit, daß der zuständige Herr nicht da sei und man auch nicht wisse, wann er wiederkomme. Ich gewann den Eindruck, daß der Antrag auf ein Visum als etwas Besonderes und Außergewöhnliches empfunden wurde. Immerhin erhielt ich eine nützliche Information: Ohne gültiges Rückflugticket konnte ich ein Visum überhaupt nicht beantragen. Ich ging zum Büro der Fluggesellschaft.

Für die kamerunische Fluggesellschaft waren alle Kunden eine gottverdammte Plage. Ich wußte damals noch nicht, daß alle Staatsmonopolbetriebe in Kamerun sich so verhalten, und glaubte, schuld daran seien Verständigungsschwierigkeiten. Schecks mißtrauten sie, mit Bargeld konnten sie nichts anfangen. Schließlich bezahlte ich meine Flugkarte mit französischen Reiseschecks. Was

andere Leute machen, kann ich mir gar nicht vorstellen. (Ein guter Tip für den Anfänger: mit exotischen Fluglinien immer über ein europäisches Reisebüro verhandeln, denn die sind bereit, sich in gängigen Währungen bezahlen zu lassen.) Da ich schon einmal da war, erkundigte ich mich nach Zügen zwischen Jaunde und Ngaoundéré, meinem nächsten Reiseziel im Land. Man wies mich streng darauf hin, daß ich mich im Luftverkehrsbüro und nicht in einem Büro des Schienenverkehrs befände, aber zufällig gab es einen klimatisierten Zug, der zwischen den beiden Städten verkehrte. Die Fahrt dauerte etwa drei Stunden.

Stolzgeschwellt und mit meiner Flugkarte bewaffnet, kehrte ich zur Botschaft zurück. Der zuständige Herr war noch immer nicht da, aber mir wurde gestattet, einen Antrag in dreifacher Ausfertigung auszufüllen. Das tat ich und mußte zu meiner Überraschung erleben, daß das oberste Formular, das ich so fleißig ausgefüllt hatte, in den Papierkorb wanderte. Ich wartete ungefähr eine Stunde. Nichts geschah. Unterdessen gingen diverse Leute ein und aus, von denen die meisten französisch sprachen. Vielleicht ist hier ein Hinweis darauf am Platz, daß Kamerun ursprünglich eine deutsche Kolonie war, die im Ersten Weltkrieg von den Briten und Franzosen übernommen und in der Folge dann in die Unabhängigkeit entlassen wurde, wobei später an die Stelle der anfänglichen föderalistischen Republik eine vereinigte Republik trat. Kamerun ist mit Französisch und Englisch zwar theoretisch zweisprachig, aber wer allein mit Englisch durchkommen will, muß schon tollkühn sein. Schließlich kam eine riesige Afrikanerin herein, und ich war Gegenstand einer langen Unterhaltung, die in einer mir unbekanntem Sprache geführt wurde. Heute habe ich den Verdacht, daß es Englisch war. Wenn einen auf ehemals britischem Territorium jemand anredet und eine völlig unverständliche Sprache spricht, bei der einem sogar die elementarsten Laute fremd sind, dann handelt es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um Englisch. Ich wurde in ein anderes Büro geführt, wo in den Regalen zahlreiche Bände aufgereiht standen. Wie ich mit Interesse feststellte, enthielten diese Bände die Fotos und Beschreibungen unerwünschter Personen. Bis heute frage ich mich voll Staunen,

wie ein so junges Land es bereits zu so vielen unerwünschten Personen hat bringen können. Nachdem sie längere Zeit vergeblich nach mir gesucht hatte, legte die Frau die Bände mit allen Anzeichen tiefster Enttäuschung zur Seite. Das nächste Problem bestand darin, daß ich zwei Paßfotos geliefert hatte, die in einem Streifen zusammenhingen. Sie hätten getrennt abgegeben werden müssen, und ich wurde deswegen zurechtgewiesen. Nun begann eine ausgedehnte Suche nach einer Schere. Viele Leute nahmen daran teil, Möbel wurden gerückt, die Bände mit den unerwünschten Personen ins Wanken gebracht. Im Versuch, guten Willen zu beweisen, sah ich mich ohne großen Eifer auf dem Fußboden um. Wieder erhielt ich einen Rüffel. Das hier war eine Botschaft, und ich hatte nichts zu berühren oder zu betrachten. Zu guter Letzt fand man die Schere bei einem Mann im Untergeschoß, der offenbar kein Recht hatte, sie zu benutzen. Das wurde uns in großer Ausführlichkeit auseinandergesetzt. Wir alle waren aufgefordert, unserer Empörung Luft zu machen. Das nächste Problem war, ob für das Visum bezahlt werden sollte oder nicht. In meiner Unschuld erbot ich mich freudig, dafür zu bezahlen, und kapierte nicht, um was für ein Haupt- und Staatsproblem es sich dabei handelte. Nur der Sektionschef konnte darüber entscheiden. Zurück also in den Warteraum, wo endlich ein weiterer kamerunischer Beamter erschien, meine Papiere durchblätterte, mich abermals mein Vorhaben erläutern ließ und die ganze Zeit über äußerstes Mißtrauen gegenüber meinen Beweggründen an den Tag legte. Hier wie in anderen vergleichbaren Fällen besteht die Hauptschwierigkeit darin zu erklären, warum die britische Regierung es für sinnvoll hält, jungen Leuten relativ große Geldbeträge zu zahlen, damit diese in gottverlassene Gegenden ziehen, um angeblich Volksgruppen zu erforschen, von denen dort jedermann weiß, wie ungebildet und zurückgeblieben sie sind. Aus solchen Forschungen war doch nie und nimmer finanziell etwas herauszuholen. Da mußte noch irgendein geheimgehaltener Zweck im Spiel sein. Spionage, die Suche nach Bodenschätzen, Schmuggel – irgend etwas davon mußte der wahre Grund sein. Eine Chance durchzukommen hat man nur in der Rolle des harmlosen Schwachkopfs,

der es einfach nicht besser weiß. In dieser Rolle gelang es mir zu überzeugen. Ich bekam schließlich mein Visum, eine riesige, mit Gummistempel gefertigte Kreation, die eine Figur zeigte, bei der es sich offenbar um eine stark afrikanisierte Version von Marianne, der französischen Revolutionsheldin, handelte. Beim Verlassen der Botschaft fühlte ich mich merkwürdig erschöpft und war erfüllt von einer Mischung aus Beschämung und ungläubiger Verwunderung. Mit diesem Gefühl sollte ich in Zukunft noch vertrauter werden.

Es blieb mir etwa eine Woche, um meine Angelegenheiten zu ordnen und meine Vorbereitungen abzuschließen. Seit ein paar Monaten hatte ich reichlich Impfungen verpaßt bekommen, und jetzt fehlte nur noch eine Spritze gegen das Gelbfieber, um mich voll und ganz gefeit zu machen. Leider reagierte ich darauf mit Fieber und Erbrechen, was meine Abschiedsfreude stark beeinträchtigte. Ich wurde mit einem furchteinflößenden Pillensortiment ausgestattet nebst einer Liste der Symptome, die sich damit beheben ließen und die ich schon fast alle infolge der Impfungen gehabt hatte.

Der Augenblick für letzte Ratschläge war gekommen. Meine Familie, die bar jeden ethnologischen Sachverstands war, wußte nur, daß ich bekloppt genug war, ins Land der Wilden zu gehen, wo ich in ständiger Furcht vor Löwen und Schlangen im Urwald leben und froh sein mußte, wenn ich nicht im Kochtopf landete. Es war mir eine gewisse Genugtuung, daß, als ich von den Dowayos wieder Abschied nahm, der Häuptling des Dorfs, in dem ich mich aufgehalten hatte, erklärte, er würde mich liebend gern zu meinem Dorf in England zurückbegleiten, wenn er nicht Angst vor einem Land hätte, in dem es immer kalt sei, in dem reißende Tiere von der Art der europäischen Hunde in der Missionsstation lebten und in dem es, wie bekannt, Menschenfresser gebe.

Ein Buch wie dieses sollte ohne Frage eine einzige Sammlung von »Merksätzen für den ins Feld ziehenden jungen Ethnographen« sein. Es geht das Gerücht, daß das einzige, was der große Ethnologe Evans-Pritchard seinen Schutzbefohlenen mit auf den Weg gab, die Aufforderung war: »Besorgt euch im Kaufhaus einen